

SPIEGEL Plus vom 02.04.2020 "Eine gute Seite des Lockdowns: Auch die Nazis müssen zu Hause bleiben"

vom 02.04.2020, 00:49 Uhr

Autor: Wolfgang Höbel

Rubrik: Kultur

Doris Dörrie über Social Distancing

"Eine gute Seite des Lockdowns: Auch die Nazis müssen zu Hause bleiben"

Die Regisseurin und Schriftstellerin Doris Dörrie erklärt, welche Chancen die Coronakrise bietet. Unter anderem sei jetzt die beste Zeit, um mit dem Schreiben anzufangen.

SPIEGEL: Frau Dörrie, in Ihrem im September erschienenen Buch "Leben, schreiben, atmen" werben Sie dafür, dass sich jeder Mensch mindestens zehn Minuten am Tag fürs Schreiben Zeit nimmt, "um die unglaubliche Gelegenheit, am Leben zu sein, wahrzunehmen und zu feiern". Halten Sie das auch in der aktuellen Situation des Corona-Lockdowns für einen guten Rat?

Dörrie: Na klar! Gerade jetzt haben wir doch schön viel Zeit. Wir haben Gelegenheit, mal darüber nachdenken, was es uns bis jetzt eigentlich bedeutet hat, am Leben zu sein. Und was es uns im Moment und in Zukunft bedeuten soll.

SPIEGEL: Viele Menschen werden gerade jetzt von Ängsten geplagt und fühlen eher eine Art innere Lähmung, ein Gefühl, dass Sie im Buch mit dem Satz "Manchmal geht gar nichts mehr" benennen. Wie überwindet man das?

Dörrie: Indem man den Satz einfach nicht als Ausrede gelten lässt. Man kann immer schreiben. So wie jeder einen Hammer nehmen und versuchen kann, den Nagel in die Wand zu schlagen. Es geht darum, sich hinzusetzen und sich nicht irritieren zu lassen und den Stift übers Papier wandern zu lassen. Alles zu notieren, was einem durch die Birne wandert. Das ist erst mal vielleicht auch Angst. Aber dann kommt man sehr schnell auch auf andere Dinge. Es funktioniert immer. Ich poste jetzt jeden Tag Schreibtipps auf Instagram und habe Video-Tutorials für die Bürgerakademie der Volkshochschulen aufgenommen, um die Leute zum Schreiben zu ermuntern.

SPIEGEL: Dort raten Sie zum Beispiel dazu, durch die eigene Wohnung zu gehen und sich inspirieren zu lassen "von all dem Kram, den man mitgebracht hat von Reisen".

Dörrie: In gewöhnlichen Zeiten entdecken wir Menschen viele Dinge durch die Bewegung in der Welt, durch die Außenkontakte, die wir haben. Im Moment fällt das weg, und wir merken, dass es auch in der eigenen Wohnung viele Dinge gibt, die da rumstehen, Gegenstände, die man die ganze Zeit nicht mehr beachtet hat. Sie können einen zu Erinnerungen führen, zu Assoziationen und Geschichten, die einen mit anderen Menschen verbinden.

SPIEGEL: Führt das Social Distancing, zu dem wir aufgefordert sind, paradoxerweise dazu, dass die Menschen eher zueinander rücken und sich ihrer Gemeinsamkeiten und ihrer Abhängigkeit voneinander bewusst werden?

Dörrie: Das Wort ist ja eigentlich falsch! Es handelt sich um ein "Physical Distancing", das jetzt von uns verlangt wird. Demgegenüber haben wir schon seit Jahrzehnten das Social Distancing betrieben. Wir sind immer mehr voneinander abgerückt. Wir wohnen allein in den Wohnungen. Wir telefonieren weniger miteinander. Wir treffen uns weniger als jemals zuvor in der Menschheitsgeschichte an realen Orten. Wir haben einen extremen Individualismus kultiviert.

SPIEGEL: Und der erweist sich jetzt als falsch?

Dörrie: Zumindest merken wir jetzt, was es bedeutet, wenn unser Wunsch, möglichst ganz für uns zu sein, wahr wird. Und stellen fest, dass wir allein nicht zurechtkommen. Wir merken, dass wir abhängig sind von Leuten, die wir sonst nicht oder fast nicht wahrnehmen. Wir merken, dass wir auf all die Helferinnen und Helfer, die Supermarktkassiererinnen und Krankenschwestern, die Pfleger und Paketausfahrer viel mehr angewiesen sind als gedacht.

SPIEGEL: Könnte das auf Dauer zu mehr Mitgefühl und Gemeinsinn führen, wenn die Menschen jetzt abends auf dem Balkon oder am Fenster für die Helfer klatschen?

Dörrie: Vielleicht denken die Klatschenden auch bloß, dass sie dann verschont werden. Es ist eine erste Reaktion, dass wir jetzt besonders lieb und nett sein wollen. Wir zeigen uns gerade von unserer besten Seite. Ich bin nicht sicher, ob das lange anhält.

SPIEGEL: Sie meinen, die Freundlichkeit und Dankbarkeit gegenüber den Helfern könnte so schnell versiegen wie die deutsche Hilfsbereitschaft gegenüber den Geflüchteten aus Syrien und anderen Ländern im Jahr 2015? Und hinterher macht sich in unserer Gesellschaft womöglich eine ähnliche Aggression breit?

Dörrie: Da erinnern Sie sich falsch. Die große Welle der Solidarität gegenüber den Geflüchteten war ja nicht einfach verschwunden, die wirkte weiter. Daneben und dagegen gab es eine extreme Xenophobie und einen Rassismus, was wir am Anfang vielleicht nur nicht sehen wollten. Das sollte man nicht gegeneinander aufrechnen. Das ist übrigens auch eine gute Seite des Lockdowns, die wir sehen sollten: Auch die Nazis müssen jetzt zu Hause bleiben.

SPIEGEL: Sehen Sie sonst noch erfreuliche Aspekte der Krisen Gegenwart?

Dörrie: Positiv finde ich, dass wir jetzt kapieren, wie abhängig wir von funktionierenden Strukturen sind. Was haben wir uns darauf eingebildet, wie autonom, wie komplett eigenständig wir sind! Aber das sind wir nicht. Das ist eine ganz heilsame Lektion.

SPIEGEL: Könnte es sein, dass die Menschen nach der Krise genügsamer weiterleben und "lernen, mit weniger gut zu leben", wie kürzlich ein sogenannter Trendforscher behauptet hat?

Dörrie: Nein, so sind wir nicht! (*lacht*) Ich glaube, wir Menschen werden, kaum dass wir wieder raus sind aus dieser Krise, so prassen und feiern, als hätten wir überhaupt nichts gelernt. Als es nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wieder etwas zu essen und zu kaufen gab, da wussten wir anscheinend ja auch nichts Besseres, als uns mit Sahnetorten

vollzustopfen. Das könnte wieder passieren. Wir sind nun mal gierig. "Wir haben wirklich genug Klopapier"

SPIEGEL: Welche Lernerfolge würden Sie sich wünschen?

Dörrie: Dass wir Techniken lernen, um mit uns selbst ein bisschen besser klarzukommen. Da gibt es viele Möglichkeiten. Eine ist, sich auf ein Kissen zu setzen, die Klappe zu halten und einfach einzuatmen und auszuatmen. Das reduziert sofort Ängste und bringt einen erst mal runter. Im Moment schweben wir wie Gespenster durch das eigene Leben. Weil wir durch unsere vornehmlich virtuellen Aktivitäten und durch den Mangel an äußerem Kontakt der eigenen Existenz gar nicht mehr so sicher sind. Ich glaube, dass es in dieser Situation keine schlechte Idee ist, sich der Realität des eigenen Lebens zuzuwenden und zu fragen: Was ist mit mir? Was ist eigentlich jetzt in diesem Augenblick wirklich anders? Was fehlt mir denn tatsächlich? Habe ich nicht vielleicht auch ganz schön viel, über das ich froh sein kann? Da können viele von uns, mich eingeschlossen, feststellen, dass wir doch einiges besitzen.

SPIEGEL: Was genau?

Dörrie: Wir haben ein Dach über dem Kopf. Wir haben zu essen. Wir haben auch wirklich genug Klopapier. Wir haben vielleicht auch noch unsere Liebsten in der Wohnung zu Hause oder haben Kontakt über Social Media. Count your blessings, wie man auf Englisch sagt. Es ist alles nicht so schlecht, oder? Verglichen mit anderen, die diese Krise gerade ohne all diese Vorzüge erleben müssen.

SPIEGEL: Denken Sie daran, aus Ihren Erfahrungen in der augenblicklichen Krise irgendwann ein Buch oder einen Film zu machen, vielleicht ähnlich wie Sie in Ihrem Film "Grüße aus Fukushima" aus dem Jahr 2016 die Atomkatastrophe von Fukushima fünf Jahre zuvor verarbeitet haben?

Dörrie: Es ist immer schwierig, aus einer aktuellen Situation heraus ein Buch oder ein Drehbuch zu schreiben. Ich habe ehrlich gesagt im Augenblick keine große Lust auf Corona-Filme oder Corona-Romane. Als ich "Grüße aus Fukushima" schrieb, war die Katastrophe bereits passiert. In der Coronakrise sind wir jetzt mittendrin. Und wir müssen diese Unsicherheit aushalten. Wir haben uns in den letzten Jahrzehnten wahnsinnig daran gewöhnt, uns in Sicherheit zu wiegen. Alles erschien uns so planbar. Nächstes Jahr fahren wir nach Thailand, übernächstes Jahr nach Island, in den Sommerferien gehen wir Bergsteigen. Diese komplette Planbarkeit ist ein unglaublicher Luxus gewesen. Den haben wir jetzt nicht mehr. Das ist aber eigentlich nicht schlimm. Es ist der Normalzustand der Menschheit: dass Dinge nicht planbar sind.